Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 245. **Freitag** den 15. Mai 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. Mai.

In den Mitteln, mit denen der jetzige **Reichstag** sich die Achtung der Wähler und der verbündeten Regierungen zu erwerben sucht, gehört augenscheinlich auch das, daß er über die geschäftliche Behandlung der wichtigsten Vorlage der laufenden Tagung, des **Bürgerlichen Gesetzbuches**, wie ein Rohr im Sturme schwankt. Kaum schien der Seniorenconvent einig darüber zu sein, daß die Durchberathung dieser Vorlage bis zum Herbst vertagt werden müsse, so kam die Meldung, es solle der Versuch gemacht werden, die Berathung der Vorlage noch vor der Vertagung des Hauses zu Ende zu bringen. Und kaum hat diese Meldung die Runde durch die Presse gemacht, so wird aus Berlin berichtet, der Seniorenconvent habe am Mittwoch eine Sitzung abgehalten, um einen definitiven Beschluß über diese geschäftliche Frage zu fassen, sei aber zu keinem Resultate gekommen, da die Ansichten zu weit auseinander gegangen seien. Freilich braucht der Reichstag wegen dieses Schwankens vor der Presse sich nicht zu schämen, die den Reichsboten mit schwankendem Beispiele vorausgeht. Selbst solche Blätter, die früher mit wahrem Feuereifer dafür eintraten, daß der Reichstag das große nationale Werk schleunigst unter Dach und Fach bringen und die Vorlage unter Verzicht auf jedem Abänderungsversuch en bloc annehmen möge, protestiren jetzt, da die verbündeten Regierungen die Durchberathung der Vorlage noch vor der Vertagung wünschen, mit Entrüstung gegen eine solche „Durchpeitschung". Auf die „öffentliche Meinung" kann sich also der Seniorenconvent bei seinen Berathungen über diese geschäftliche Frage nicht stützen. Er muß seine Gründe aus der Sachlage schöpfen. Und diese ist einfach genug. Wird der Versuch einer Durchberathung vor der Vertagung nicht unternommen, so liegt die Gefahr nahe, daß der Reichstag auch die Durchberathung anderer Vorlagen verschiebt und im Herbste — der überdies noch gar manche Ueberraschung bringen kann — ein kaum zu bewältigendes Material vor sich sieht; wird dagegen der Versuch gemacht, noch vor der Vertagung das Bürgerliche Gesetzbuch durchzuberathen, so ist das Schlimmste, was passiren kann, ein Mißgelingen dieses Versuches. Immerhin wird der Herbstgang vorgearbeitet. Eine „Durchpeitschung" ist schon deshalb nicht zu befürchten, weil die Commissionsmitglieder, die so fruchtbar an Anträgen gewesen sind, dafür sorgen werden, daß ihre Anträge im Plenum nicht kurzweg abgethan werden.

Am Montag (18. d.) wird voraussichtlich die erste Lesung der Vorlage, betreffend die **vierten Bataillone**, beginnen. Einige unglücklich gewählte Ausdrücke haben es verschuldet, daß nationalliberale Blätter in den Verdacht geriethen, die Frage der vierten Bataillone nicht völlig unter sachlichen Gesichtspuncten behandelt sehen zu wollen, und daß die „Voss. Ztg." schon das Recht zu haben glaubte, die Nationalliberalen als Ihresgleichen anzusprechen. Der Spuk ist rasch verflogen. Ihre Zeitungen wollten nicht mehr, als daß bei Gelegenheit der Berathung des neuen Heeresgesetzes der volle Ernst, mit dem insbesondere die nationalliberale Partei die Frage der Reform des Strafverfahrens im Heere verfolgt, der Militairverwaltung nochmals eindringlich erkennbar gemacht werde. Das kann geschehen, obwohl die Berliner Stellen, auf die es ankommt, sich hierüber ohnehin keinen Illusionen hingeben. An die Pression „keine neue Militairstrafproceßordnung, keine Beseitigung der Halbbataillone" hat natürlich im Kreise der nationalliberalen Partei kein Mensch gedacht. Es wäre ja auch ein Rückfall in die größte Thorheit der Conflictsperiode gewesen, wenn man erklärt hätte: „Wir wollen auf die Reform der vierten Bataillone, obwohl sie auch uns nothwendig erscheint und obwohl sie die Nation so gut wie gar nicht belastet, verzichten, wenn wir nicht eine neue Strafproceßordnung dazu bekommen." Von solchen atavistischen Anwandlungen ist die nationalliberale Partei frei. In einer Politik, die diesen Namen verdient, entscheidet die Nothwendigkeit des Augenblicks, am allermeisten in der Heerespolitik, wo ein Versäumniß oder auch nur eine Verzögerung sich furchtbar rächen kann. Diejenigen conservativen Organe, die eine gewisse Schadenfreude über das Fehlschlagen des Versuchs mit den Halbbataillonen nicht unterdrücken können, sollten doch erwägen, daß auch ihre Partei nach diesem Grundsatze gehandelt hat; sie hat die Formation bewilligt, so gut wie die Nationalliberalen, die über die Zweckmäßigkeit der Neueinrichtung gleichfalls nicht ohne starken Zweifel waren. Um was es sich im Jahre 1893 handelte, das war die Heeresverstärkung. Ueber deren Unerläßlichkeit herrschte zwischen den nationalen Parteien und der Regierung Uebereinstimmung. Daß die letztere den Zweck nur durch die Halbbataillone erreichen zu können glaubte, war ein Irrthum, für den Graf Caprivi die Verantwortung trägt. Aber ohne Zweifel war die Heeresverstärkung mit den Halbbataillonen der Belassung der damaligen Präsenzziffer ohne Halbbataillone vorzuziehen. Frankreich, trotz seiner viel geringeren Bevölkerungszahl, hatte eine weit größere Armee als Deutschland, es war uns für sich allein an Truppenzahl überlegen. Ob die auswärtige Politik in den letzten zwei Jahren den Gang genommen hätte, den wir sie haben nehmen sehen, wenn jener Zustand erhalten geblieben wäre, ist eine Frage, die wir nicht bestimmt verneinend beantworten wollen, die aber auch Niemand ehrlicher Weise bejahen kann. Hat man nun damals eine starke Mehrbelastung an Geld und Recruten mit den fragwürdigen Halbbataillonen bewilligt, so wird und kann man jetzt, wo die Unbrauchbarkeit dieser Formation dargethan ist, mit gutem Gewissen ihre Beseitigung nicht verweigern, da sie ohne Mehreinstellung von jungen Leuten und ohne nennenswerthe Kosten erfolgen kann. Der Umstand, daß es sich um eine unbestrittene Verbesserung des Heerwesens handelt, verbietet es, die Genehmigung an Bedingungen zu knüpfen und die Verantwortung auf sich zu laden, das Eine verhindert und das Andere nicht erlangt zu haben.

Daß Herr **Stöcker** durch das **kaiserliche Telegramm** an den Geheimrath Hinzpeter sich von seiner agitatorischen Thätigkeit nicht werde abhalten lassen, haben wir vorausgesagt. Herr Stöcker übertrifft aber unsere Erwartungen dadurch, daß er gar nicht nach Ausflüchten sucht, sondern rundweg erklärt, er werde fortarbeiten wie bisher. Er schließt nämlich eine Auslassung in der „Deutsch-Evangel. Kirchenztg." folgendermaßen:

„Die Ehrerbietung hindert uns, mit Seiner Majestät über die geäußerten Worte zu discutiren. Wir möchten ihnen gegenüber nur Folgendes als thatsächlich feststellen: Die Reichspolitik hat anderhalb Jahrzehnte hindurch das christlich-sociale Programm verwirklicht. In den Motiven eines Gesetzentwurfes zu Kaiser Wilhelm's I. und Fürst Bismarck's Zeit ist das socialistische Element desselben als eine Weiterentwickelung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen modernen Staatsidee rühmend erwähnt. Der gegenwärtig regierende Monarch selbst hat als Prinz Wilhelm die christlich-sociale Thätigkeit als das Mittel zur Uebermindung der Socialdemokratie bezeichnet. — Der selige Wichern hat den christlichen Socialismus als das Gegenmittel gegen den umstürzenden Socialismus empfohlen. In England und im deutschen Katholicismus ist christlich-social eine segensreiche Strömung, in Oesterreich eine rüstige Partei. Die christlich-sociale Bewegung in Berlin hat den Anstoß dazu gegeben und treulich mitgewirkt, daß die Hauptstadt kirchlich erobert und von starken, monarchisch gesinnten Bevölkerungsschichten durchzogen ist. Seitdem der christlich-sociale Gedanke verwehmt ist, beherrscht der Umsturz politisch die Hauptstadt. Diesen Thatsachen gegenüber wird es doch schwer sein, das Wort: „Christlich-social ist Unsinn" aufrecht zu erhalten. Wir glauben, daß die, welche es veröffentlichten, dem Vaterlande und der Monarchie keinen guten Dienst geleistet und eine große Verantwortung auf sich geladen haben. Im Uebrigen habe ich bis jetzt geendet, wie ich angefangen habe. Ich bin derselbe geblieben, und werde in alter Weise weiter arbeiten. Das Ende überlasse ich Gott."

Die Folgen dieser Provocation muß man abwarten. Jedenfalls kommt Herrn Stöcker der Umstand zu Gute, daß das kaiserliche Telegramm unmöglich ganz so gemeint sein kann, wie es lautet. Die „Nationallib. Corr." führt heute mit Recht das Folgende aus:

„In der Erörterung des kaiserlichen Telegramms an Herrn Hinzpeter ist sofort die Frage aufgetaucht, ob der Ausspruch, die Politik gehe die Pastoren nichts an, sich auch auf die katholischen Geistlichen erstrecke. Sie ist mit Grund verneint worden, denn die katholischen Priester nehmen Vorschriften über ihr Verhalten nur von ihren kirchlichen Vorgesetzten entgegen und diese gewinnen nicht nur, sondern fordern vom Kleros die politische Agitation. Wenn in vereinzelten Fällen Geistliche wegen ihres politischen Auftretens von Bischöfen gerügt worden sind, so lag dem nicht die Auffassung, daß die Kleriker sich überhaupt nicht mit Politik zu befassen hätten, sondern Unzufriedenheit mit einer bestimmten Stellungnahme des Getadelten zu Grunde. Wie wenig man in der katholischen Kirche daran denkt, die Geistlichen der Agitation fern zu halten, geht daraus hervor, daß Priester, die sich mit der officiellen klerikalen Politik in Widerspruch setzen, von Amtsgenossen in öffentlichen Versammlungen bekämpft werden. Zur Zeit sehen wir diese Erscheinung in dem Streit zwischen dem Centrum und dem bayerischen Bauernbund. Wenn es noch eines der jüngsten Vergangenheit entnommenen Beweises dafür bedürfte, daß die römische Kirche die parteipolitische Agitation von ihren Dienern fordert, so wäre er in dem Bescheid geliefert, den ein badischer Pfarrer auf seine Bitte um Versetzung auf eine bessere Stelle erhalten hat: er wurde mit der Begründung abgewiesen, daß seine Thätigkeit bei den Wahlen den Erwartungen nicht entsprochen habe. Das geschah ungefähr um dieselbe Zeit, als dem Pfarrer Wacker, dem leidenschaftlich oppositionellen Oberhaupte der badischen Agitation, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß er die Auszeichnung seiner politischen Thätigkeit zu verdanken habe, die Würde eines geistlichen Raths verliehen wurde. Die durch diese Vorfälle gekennzeichnete Auffassung der katholischen Kirche von dem politischen Beruf der Geistlichen ist dem Kaiser selbstverständlich nicht unbekannt gewesen und deshalb maß es zutreffend sein, wenn man von dem Ausspruch des Monarchen über die politische Wirksamkeit der Geistlichen gesagt hat, er sei nicht wörtlich so gemeint. Der Inhalt der politischen Thätigkeit des katholischen Klerus bildet zum großen Theil die Befehdung des Protestantismus, sowie die der Staaten, deren Oberhäupter den Papst nicht als übergeordnete Macht anerkennen. Das Haupt der evangelischen Kirche seines Landes, der König von Preußen und deutsche Kaiser, kann unmöglich eine starke Gruppe seiner natürlichen Vertheidiger gegen diese Angriffe mundtodt gemacht wissen wollen. Ein Satz in einer im Telegrammstil gehaltenen Kundgebung vermag diese Gewißheit nicht zu erschüttern."

Da es nun aber ganz zweifellos der Hauptzweck des kaiserlichen Telegramms war, Herrn Stöcker das agitatorische Handwerk zu legen, so ist eine Erläuterung des Telegramms, die diesen Zweck klar hervortreten läßt und jede falsche, Herrn Stöcker zu Gute kommende Deutung ausschließt, unerläßlich.

Wenn den ohnehin getheilten deutschen Sympathien für die **ungarische** Millenniumsfeier nicht erheblicher Abtrag gethan werden soll, müssen solche unverantwortliche Provocationen, wie die Herausgabe eines „Festliederbuches" von Erödi Ernö unterbleiben, resp. schleunigst redressirt werden. In dieser Sammlung ungarischer patriotischer Gesänge ist ein Lied enthalten: „Die dreifarbige Fahne", in dem es heißt:

„Die zweite Farbe ist schneeweiß, sie will besagen: daß der Magyare ein gutes Herz hat, nicht ein schwarzes, wie die Gesinnung des Deutschen, der nicht weiß, wo die Ehre wächst".

Pflicht der ungarischen Regierung ist es, gegen derartige Privatleistungen ungarischen „Nationalgefühls" einzuschreiten und den Vertrieb der Liedersammlung, welche besonders auf den Eingang in die Schulen reflectirt, zu verbieten. Sie muß sich darauf besinnen, daß die Magyaren wohl die herrschende Nation in Ungarn sind, daß es dort aber auch noch einige andere Leute giebt, deren nationales Empfinden wenigstens nicht mit Füßen getreten werden darf, sie muß sich daran erinnern, daß die 7¼ Millionen Magyaren noch nicht einmal die Hälfte der transleithanischen Bevölkerung (17½ Millionen) ausmachen. Die Ungarn leiden, wie die Norweger, Irländer und einige andere abgelegene Völker, an einem Ueberschuß von Nationalgefühl, der sie gegen ihre wirkliche Bedeutung im europäischen Völkerconcert blind macht. In welcher Weise Ungarn in der ethnographischen Wagschale wiegt, erhellt schon daraus, daß Niemand außerhalb ihrer Grenzen ihre Sprache versteht oder auch nur um ihrer selbst willen zu erlernen das Bedürfniß empfindet. Daran können alle noch so rigorosen Sprachverordnungen, alles Umtaufen von Orts-, Straßen- und Personennamen, alles Eifern gegen die deutsche Commandosprache im Heere nichts ändern, am allerwenigsten aber unqualificirbare Beschimpfungen des deutschen Namens, wie die des Herrn Erödi Ernö.

Wie zur **Competidor-Frage** gemeldet wurde, hat die spanische Regierung die Vollziehung der vom Kriegsgerichte in Havana über die auf der amerikanischen Gesellete „Competidor" gefangenen Amerikaner verhängte Todesstrafe aufgeschoben. Es bestehen nämlich ein spanisch-amerikanischer Vertrag vom Jahre 1795 und ein Protokoll von 1877, denen zufolge amerikanische Unterthanen nicht unter die Jurisdiction spanischer Kriegsgerichte gestellt werden können. Die Anwendung dieser Vertragsbestimmungen auf den vorliegenden Fall soll nun einer diplomatischen Prüfung unterzogen werden. Was die 1877er spanisch-amerikanische Convention anbelangt, so ist dieselbe vom 12. Januar genannten Jahres datirt und bestimmt ausdrücklich:

Kein in Spanien, auf dessen Inseln oder überseeischen Besitzungen ansässiger Bürger der Vereinigten Staaten, welcher des Aufruhrs, des Hochverrathes oder der Verschwörung gegen die Staatseinrichtungen, die öffentliche Sicherheit, die Integrität des Staatsgebiets, die oberste Staatsgewalt oder sonst irgend welchen Verbrechens angeklagt ist, wird durch irgend ein Ausnahmsgericht, sondern ausschließlich durch die gewöhnlichen Gerichte abgeurtheilt werden können, ausgenommen, derselbe ist mit den Waffen in der Hand ergriffen worden.

Im vorliegenden Falle ist es bekanntlich strittig, ob diese Ausnahme vorliegt. Die Spanier behaupten es, während die Amerikaner die Behauptung aufrechterhalten, daß die Gefangenen lediglich für Einführung von Kriegscontrebande bestraft werden können. Angenommen aber, die verurtheilten Amerikaner wären wirklich mit den „Waffen in der Hand" ergriffen worden, so stipulirt der 1877er Vertrag für diesen Fall ganz besonders, daß den angeklagten amerikanischen Bürgern das Recht der formellen Vertheidigung, der Besprechung mit ihrem Anwalte und der freien Herbeischaffung des Entlastungsmaterials zustehen und ihnen schließlich gestattet sein soll, ihre Vertheidigung in öffentlicher Verhandlung, münd-

Feuilleton.

Die Tochter des Millionärs.

12] Roman aus dem Englischen von L. Bernfeld.
(Nachdruck verboten.)

„Glauben Sie? Dort sehe ich unseren Freund Mr. Ralph Byner kommen, der, wie Jedermann weiß, die schöne Helene Greville auf das Tiefste verehrt. Er hält sie für eine Heilige, für ein Weib so rein und gut, daß die Engel selber kaum mit ihr verglichen werden können. Es läßt sich dagegen gewiß nichts einwenden, aber was würde dieser Mann mit seinen mehr als strengen Ansichten und Gefühlen wohl sagen, wenn er erführe, daß seine Heilige schon einmal die Verlobte eines Anderen gewesen ist?"

„Philipp, Sie können nicht so grausam und ungroßmüthig sein!" rief Helene angstvoll.

„Wenn Sie mich dazu treiben, meine Theure, so werde ich es thun, verlassen Sie sich darauf. Sie möchten also lieber, daß Mr. Byner von dieser Verlobung nichts erfährt, nicht wahr?"

„Lieber will ich sterben!" rief sie ungestüm. „Ich schätze seine gute Meinung mehr als Alles auf der Welt!"

„Und er möchte Sie natürlich heirathen!"

„Ich liebe ihn", antwortete sie frei und unumwunden, „ich scheue mich nicht, dies zuzugestehen. Ich habe ihn lieben gelernt, weil er so treu und ehrlich ist, so ganz anders als Sie!"

„Vielen Dank, meine Theure!" Sendamore stieß ein ärgerliches Lachen aus. „Ich muß gestehen, Sie sind sehr höflich, aber das soll mich wenig kümmern. Da Sie diesen Ritter ohne Furcht und Tadel lieben, werden Sie auch, wie ich annehme, bedacht sein, ihm unser früheres Verhältniß zu verschweigen. Helene, hören Sie meine Worte! Wenn Sie irgend Jemandem verrathen, daß Sie mich heute dort oben in dem Corridor gesehen haben, so würden Sie es bereuen!"

„Miß Greville! Diesen Tanz hatten Sie mir zugesagt", tönte jetzt die Stimme Ralph Byner's neben ihr.

Bleich und zitternd zwar, aber dennoch mit einem gewissen Gefühl der Erleichterung, daß diese qualvolle Unterredung ihr Ende erreicht habe, wendete sie sich zu dem jungen Manne um. Sendamore verbeugte sich schweigend und zog sich zurück.

„Sie sind erregt, Helene", murmelte Ralph Byner, als er sie in seinem Arm mit sich fortführte, „hat der Capitain Sie verletzt? Was hat er Ihnen gesagt? Er ist trotz seines hübschen Aeußern ein mir wenig zusagender Mensch."

„Ach", erwiderte Helene, indem sie bemüht war, ihre Fassung wieder zu gewinnen, „wir streiten uns immer wegen Beatriz Hopley. Der Capitain hat das Mädchen bezaubert. Wenn ich doch nur im Stande wäre, sie vor ihm zu retten."

„Das wird Ihr Bruder vielleicht besser können als Sie, Helene!" sagte Mr. Byner, bezeichnend auf ein Paar deutend, welches soeben an ihnen vorübertanzte. „Victor scheint ernste Absichten auf Miß Hopley zu haben!"

„Das glaube ich auch, aber Beatriz hat nur Augen für Sendamore, und er ist leider ein schlechter Mensch, ein Mensch ohne Grundsätze. Ich kenne ihn schon lange, und jedesmal, wenn ich mit ihm zusammentreffe, bemerke ich neue schlimme Züge seines Charakters!"

Sie seufzte und fügte hinzu: „Ich bedauere nur die arme Beatriz; wie viel Kummer und Elend es doch auf der Welt giebt!"

Er sah sie mit tiefem und zärtlichem Interesse an. O, wenn er das schöne Mädchen doch für sich gewinnen könnte. Wie innig er sie liebte, und wie glücklich er sie machen wollte! Er fühlte, daß er dem Ziel seiner Wünsche näher gerückt war, Helene's Verhalten gegen ihn war ein anderes geworden.

„Seien Sie nicht traurig, meine theure Helene, Alles wird sich noch zum Guten wenden, sehen Sie vertrauensvoll in die Zukunft!"

Der Blick, der sie aus seinen Augen traf, war so vielsagend, so voller Liebe und Zärtlichkeit, daß sie erröthend, aber mit einem Gefühl des Glückes zur Erde blickte; hätte sie nicht gewußt, daß Ralph Byner sie liebte, dieser Blick würde es ihr verrathen haben.

Der heitere Abend nahte seinem Ende. Mr. Donald hatte bereits Befehl gegeben, den großen omnibusähnlichen Wagen, der die ganze Gesellschaft von Arbath Dale aufnehmen konnte, bereit zu halten. Die jungen Leute baten aber noch um einen letzten Tanz. Noch einmal ließ Dunkan seine Dudelsäcke ertönen und die Paare wirbelten durcheinander, frohes Lachen und das lustige „ho—ho—ho" ertönte durch die Halle. Mrs. Larcombe, welche mit ihrem Gatten tanzte, flüsterte demselben zu, daß dieser Abend der erfolgreichste und reizendste gewesen wäre, den sie jemals in ihrem Hause erlebt hätten.

„Jedermann scheint glücklich und zufrieden zu sein", sagte die gutherzige Dame ein wenig außer Athem zu ihrem Gatten, als sie bemüht war, mit dem schnellen Tempo der Musik Schritt zu halten, was ihr bei ihrer stattlichen Fülle nicht gerade leicht wurde, „es war für Alle ein genußreicher Abend!"

Die Dame des Hauses ahnte nicht, daß unter den lächelnden und glücklichen Menschen mehr als ein sorgenvolles und schwer bedrücktes Herz zu finden war, daß nur mit Mühe Mancher den Schein von Sorglosigkeit und Frohsinn aufrecht hielt, um den Augen der Welt nicht zu verrathen, was im Innern vorging.

Der Graf von Sanfoine suchte die nagende Pein, die ihm die Zertrümmerung all seiner Hoffnungen bereitet hatte, sorgfältig in sich zu verschließen, das vollständige Scheitern all seiner Pläne hatte ihn schwer getroffen. Helene fühlte sich bedrückt und seufzte unter der Last der Gedanken, welche ihren armen Kopf bestürmten. Auch Beatriz war unruhig und befangen, sie hatte mit Philipp getanzt; seine Stimmung war eine vollständig übermüthige geworden, Beatriz hatte ihn nie so aufgeregt und lebhaft gesehen wie heute. Er sprach laut und erregt, er tanzte so ausgelassen und unermüdlich wie kaum ein Anderer in dem ganzen Saale; das junge Mädchen fühlte, daß diese Lustigkeit eine erzwungene war und sah seinem Gebahren mit wachsendem Mißtrauen zu. Einmal kam ihr sogar der Gedanke, ob er nicht vielleicht ein wenig mehr getrunken habe, als ihm gut sei. So erschreckend auch dieser Gedanke für sie war, so konnte sie ihn doch nicht zurückdrängen, es war die einzig mögliche Erklärung für sein sonderbares Benehmen; sie wußte gar nicht mehr, was sie eigentlich von ihm denken sollte.

Indessen war Miß Jane auf's Höchste erzürnt. Sie hatte bestimmt darauf gerechnet, daß der Capitain sie zu diesem letzten Tanz auffordern würde, und suchte, als der Tanz sein Ende erreicht hatte, in die Nähe Philipp's zu gelangen.

„Ich muß gestehen", sagte sie, „daß ich ihr Benehmen zu mir etwas sonderbar finde. Sie haben mich schon bei Tisch um den letzten Tanz gebeten, und nun vergessen Sie dies ganz einfach und tanzen mit dieser kleinen Hopley!"

„Ich konnte es beim besten Willen nicht ändern", sagte er, nach einer Ausflucht suchend, „Mrs. Larcombe wünschte, daß ich mit der jungen Dame tanzen sollte, es war mir durchaus nicht angenehm!"

„Sie schienen sich aber ausgezeichnet zu unterhalten!"

„Es war nur ein Schein, nur erzwungene Lustigkeit, mein Herz und meine Gedanken weilten bei Ihnen, Miß Jane" fügte er, sie mit einem zärtlichen Blick anschauend, hinzu.

„Ich bin nicht ganz sicher, ob ich Ihnen Glauben schenken darf", erwiderte die beleidigte Schöne halb besänftigt. „Miß Hopley ist hübsch und noch sehr jung, sie besitzt natürlich größere Anziehungskraft" —

„O was frage ich nach Jugend und Schönheit, viel höher schätze ich Herz und Gemüth, Verstand und geistreiche Unterhaltung, sowie die reifere Erfahrung einer Frau von Welt. Ein hübsches Aeußere allein kann niemals die Sehnsucht meines Herzens befriedigen!" Und während er diese Tugenden pries, blickte er bedeutungsvoll auf Miß Jane, als wolle er sagen: „Sie vereinigen dieselben sämmtlich in sich!"

Miß Harnaß war befriedigt und besiegt, sie blickte bescheiden zur Erde und ein schwaches Erröthen zog über ihr Antlitz.

„Ach", murmelte sie, „wir sehen uns vielleicht niemals wieder!"

„O, sagen Sie das nicht", flüsterte Philipp ihr begeistert ins Ohr, „wir müssen uns wiedersehen! Wir treffen irgendwo im Walde zusammen, an einem schön und romantisch gelegenen Ort und zu einer recht romantischen Stunde!"

„O, was sagen Sie!" flüsterte sie und fügte verschämt hinzu: „Wann?"

„Wir wollen den Sonntag wählen. Bestimmen Sie eine Stunde, theuerste Miß Jane!"

„Es wird am besten gleich nach dem Frühstück gehen, Jedermann hier in Highmoor ist um diese Zeit mehr oder weniger sich selbst überlassen, und ich hoffe mich frei machen zu können. Wo wollen wir zusammentreffen?"

Die Stunde war vielleicht keine romantische, aber jedenfalls praktisch gewählt.

„Unter der alten Buche, nicht weit von dem Flüßchen", flüsterte er hastig; es fiel ihm im Augenblick kein anderer Platz ein. „Und nun leben Sie wohl, meine Theuerste, wir müssen scheiden!"

Miß Jane war hoch beglückt. Einen so wundervollen Abend hatte sie noch niemals erlebt, in so offenkundiger Weise war sie bisher noch von keinem Manne umschwärmt worden.

Der Wagen Mr. Donald's war vorgefahren und die Damen, in Mäntel und Tücher gehüllt, bereits eingestiegen. Mr. Donald trieb zur Eile an, denn die Nacht war finster, und man hatte einen ziemlich beschwerlichen Weg zurückzu-

SLUB
Wir führen Wissen.